

Portrait

Der Draufgänger

Luis Moreno-Ocampo ist der Chefankläger des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag. Sein Stil ist so vehement, dass Kollegen ihn als Risiko für ihre Arbeit sehen. Kritik stört ihn nicht, er setzt alles daran, Sudans Präsidenten wegen Völkermords zur Verantwortung zu ziehen

Deutschland Seite 3

Von Nicolas Richter

Den Haag – Ganz oben im Turm der Weltjustiz sitzt Luis Moreno-Ocampo in einer Ecke und soll Worte finden für das, was man sich nicht vorstellen mag. Die BBC hat eine Kamera vor ihm aufgebaut, die Welt schaut zu und möchte wissen, warum Moreno-Ocampo, der Chefankläger, zum ersten Mal einen Präsidenten verfolgt. „Wenn Sie eine Rebellion niederschlagen“, sagt Moreno-Ocampo, ohne je die Stimme zu heben, „warum müssen Sie dann Frauen vergewaltigen? Warum müssen Sie eine Siebzigjährige vergewaltigen? Warum müssen Sie in Massen vergewaltigen? Dies ist ein Völkermord, begangen durch Vergewaltigungen.“ Andere Staatsanwälte hätten jetzt verbissen geschaut, vielleicht empört oder entschlossen. Luis Moreno-Ocampo aber ruht in sich, oft spielt sogar ein Lächeln um seine Lippen.

Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag ist gerade zehn Jahre alt geworden. Es ist die Instanz, die nicht mehr hinnehmen will, so steht es im Statut, dass „Millionen Kinder, Frauen und Männer Opfer unvorstellbarer Gräueltaten“ werden. Wer Menschen vernichtet, soll hier vor seinen Richtern stehen. Jetzt fahndet Moreno-Ocampo zum ersten Mal nach einem Präsidenten, nach Omar al-Bashir aus dem Sudan, wegen Völkermords. Viele haben den Staatsanwalt gefragt: Sabotieren Sie nicht den Friedensprozess? Machen Sie sich nur wichtig? Und als reichte das nicht, sind etliche seiner Mitarbeiter gegangen, im Zorn. Sie werfen ihm vor, launisch zu sein und oberflächlich, und seine Macht zu missbrauchen – ihm, der doch nur eine Sorge haben sollte: Gerechtigkeit zu erstreiten für Millionen, die im Sudan um ihr Leben bangen, und für Hunderttausende, die es verstanden haben.

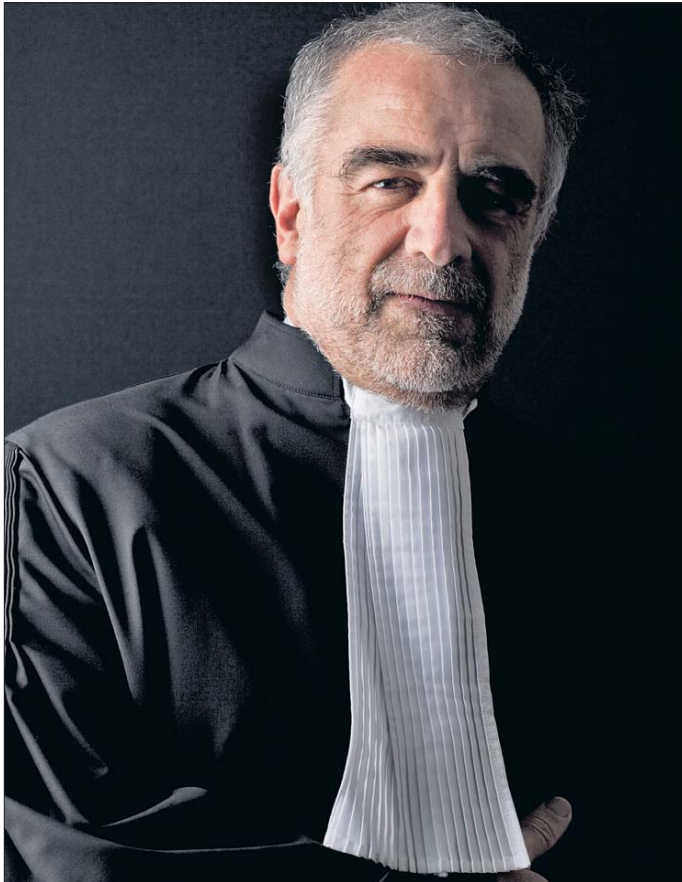
Moreno-Ocampo, 56, sieht oft aus, als habe er gerade zehn Zeitzeiträume überlo-

Mal blickt er nachdenklich, mal braust er auf

gen. Sein Haar strebt auseinander, der Bart ist drei Tage alt. Und doch ist er ein Spitzbub geblieben, wie einer jener seltenen Jura-Professoren, die unterhalten können und gerne mit Studentinnen ausgehen. Wenn die Reporterin der BBC ihre Fragen vorliest, blickt er mal steil nach links oben, mal saugt er die Lippen ein, er mimt einen Mann, der scharf nachdenkt. Ein Selbstdarsteller und Charmeur; aber ist er der Richtige, um einen Diktator wie Bashir zu verfolgen, hinter dem große Mächte stehen wie Russland und China? Zwei Geschichten können darauf Antwort geben, sie erzählen mindestens so viel über Moreno-Ocampo wie von den inneren Brichen eines Tribunals, das noch immer seinen Platz sucht in der Welt.

Im Frühjahr 2005 hört Moreno-Ocampos damaliger Sprecher Christian Palme von einem Kollegen, der Chefankläger habe ein Abenteuer mit einer Journalistin aus Südafrika gehabt. Die Frau scheint nicht beglückt, wenn er ruft sie einen Freund am Strafgericht an und erzählt eine seltsame Geschichte: Moreno-Ocampo sei nach einem Interview sehr zudringlich geworden und habe sie auf sein Hotelzimmer gezwungen, indem er ihre Autoschlüssel mitgehen ließ. Welche gestandene Journalistin würde sich zum Sex zwingen lassen, um an ihre Autoschlüssel zu kommen? Doch es gibt ein Tonband von diesem Telefonat, und als Palme es hört, wittert er sofort eine Vergewaltigung. Er glaubt, dass er den Strafgerichtshof vor seinem Staatsanwalt schützen muss und zeigt Moreno-Ocampo, seinen Chef, beim Gerichtspräsidenten an.

Zu dieser Zeit beauftragt der UN-Sicherheitsrat das Tribunal mit Strafmittlungen im Sudan, wo Soldaten und Reitermilizen des Präsidenten seit 2003 ganze



„Ich baue eine Institution für die nächsten Jahrhunderte“. Luis Moreno-Ocampo irritiert mit seinem großen Selbstbewusstsein. Foto: Hollandse Hoogte/Laif

Völkermord. Ein vergiftetes Geschenk: Die USA, die dieses Strafgericht immer bekämpft haben, erkennen es damit zwar an, andererseits sind die Verbrechen im Sudan kaum aufzuklären, weil das Regime jede Hilfe verweigert. Wie soll man die Schuld des Präsidenten al-Bashir beweisen, wenn der kein Dokument freigibt und keinen einzigen Zeugen aus der obersten Riege?

Mit den Ermittlungen beauftragt Moreno-Ocampo den erfahrenen britischen Juristen Andrew Cayley, der bei Prozessen am Jugoslawien-Tribunal die Anklage vertreten hatte. Doch es dauert gerade zwei Jahre, bis sich Cayley und Moreno-Ocampo so zerstritten haben, dass der Brit geht. Cayley hat hieb- und stichfeste Beweise gegen die Führer des Sudan gefordert, Moreno-Ocampo aber findet, dass der Befehl für Verbrechen in diesem Ausmaß ohnehin nur ganz von oben kommen kann. Cayley hält seinen Chef für einen

Hasardeur; einer am Gericht, der ihm zustimmt, sagt: „Man kann nur hoffen, dass Bashir nie gefasst wird. Dann nämlich würden die Strafverfolger rumrennen wie kopflose Hühner, ohne ihre Vorwürfe in einem Prozess beweisen zu können.“

Luis Moreno-Ocampo aber lässt sich nicht beirren. Wie der Star aller Gerechten tritt er in dem Kinofilm „Darfur Now“ auf. Der zeigt Moreno-Ocampo, den Luftikus: Man sieht ihn, wie er eine Rede vor dem UN-Sicherheitsrat vorbereitet; eine junge, blonde Kollegin hilft ihm, seine Aussprache zu korrigieren. Nach einer Weile im Kampf mit seinem Manuskript sagt er lachend zu ihr: „Es ist langweilig, meine Güte, es ist lang und langweilig.“ Der Film zeigt auch Moreno-Ocampo, den Argentinier. Er sitzt am Computer vor Luftaufnahmen zerstörter Dörfer in Darfur. Mal blickt er nachdenklich, den Bügel seiner Brille hat er in den Mund geklemmt. „Was ist das?“, „Wissten Sie was? Dasselbe ist in Argentinien passiert. Sie plündern. Dasselbe.“

Argentinien. Das sagt er dauernd.

Er ist Mitte zwanzig, als 1976 in seiner Heimat die Generale putschen. Er lernt, wie es ist in einem Staat, der in den Hän-

den Krimineller ist. Moreno-Ocampo macht geräuschlos Karriere in der Justiz, bis der Staatsanwalt Julio Cesar Strassera 1985 die Junta vor Gericht stellt. Moreno-Ocampo ist sein Assistent. Es ist der erste Prozess dieser Art seit Nürnberg. Strassera beendet sein Plädoyer mit zwei Worten: „Nie wieder.“ Moreno-Ocampo wird später Korrupte jagen, in einer eigenen TV-Show auftreten und an Universitäten lehren, etwa in Harvard. Der Gerichtssaal war ihm schon immer zu klein.

Den Europäern war der schillernde Argentinier nie geheuer, der ein Englisch spricht, das wie Spanisch klingt. Als die Gründerstaaten des Weltstrafgerichts einen Chefankläger suchten, wollten die Festland-Europäer keinen Common-Law-Juristen, der Süden wollte keinen Europäer, keine Justiz des weißen Mannes. Die Deutschen hatten Generalbundesanwalt Kay Nehm im Angebot, trauten sich aber nicht so recht. So blieb am Ende nur Moreno-Ocampo, und die Deutschen, denen ein Internationalist lieber gewesen wäre als ein südamerikanischer Lokalheld, stimmten nur zu, weil sie völlig isoliert waren. Viele andere hofften, Moreno-Ocampo manipulieren zu können.

In Den Haag, einer kleinen holländischen Verwaltungsgemeinde, war er plötzlich umgeben von etlichen der besten Juristen aus allen Kontinenten. Ein jeder hatte sehr eigene Vorstellungen davon, wie der ehrgeizigste Auftrag zu erfüllen sei, den die Welt seit Gründung der UN vergeben hat. „Ich kam mir vor wie im Irrenhaus“, sagt einer, der das Tribunal aus Frust verlassen hat, „die Leute schrien und weinten, sie warfen mit Getränkedosen.“ Moreno-Ocampo, der Debatten in großer Rundeleuchte, fiel offenbar durch seine Zornesausbrüche auf. „Er zermalnte jeden, der ihm die Stirn bot“, sagt ein Ex-Kollege. „Ich habe ihm oft gesagt“, erinnert sich ein anderer, „Luis, du musst dein Temperament in den Griff bekommen, aber dafür war er wohl zu alt.“

Kaum hat Moreno-Ocampo den Haftbefehl gegen Bashir in diesem Juli angekün-

Ein gefeuerter Sprecher kommt teuer zu stehen

digt, melden sich die Skeptiker. Seltsam, dass Moreno-Ocampo die Sache öffentlich gemacht habe, obwohl er noch gar nicht weiß, ob die Richter einen Haftbefehl bewilligen. Verwegen auch der Vorwurf des Völkermords. Die Kritiker unterstellen, dass wie etliche seiner früheren Mitarbeiter: Diesen Staatsanwalt gehe es um Show, vermutlich um den Nobelpreis, während es immer an der juristischen Substanz fehle. Etliche Kollegen haben das Anklagegebot deshalb verlassen.

Luis Moreno-Ocampo lächelt sich, im obersten Stockwerk des Haager Tribunals, in seinen Bürostuhl. Unten vor den Fenstern liegt das Festland, das flach bis zu den Dünen an der Nordsee ausläuft, und auch der Chefankläger liegt mehr, als er sitzt. Die Vorwürfe bewegen ihn nicht einmal dazu, sich aufzurichten. Bashir, sagt er, habe den Völkermord in der Krisenprovinz Darfur organisiert, erst habe er die Menschen aus ihren Dörfern vertrieben, um sie in den Flüchtlingslagern ein weiteres Mal zu misshandeln. „Wenn ich Ihnen ein Messer in die Brust stoße“, sagt er, „müssen Sie auch davon ausgehen, dass ich Sie töten will. In Argentinien hatten wir im Prozess gegen die Junta auch keine Dokumente und keine Indizien. Wir haben eben gelernt, ohne auszukommen.“

Moreno-Ocampo spielt mit hohem Risiko, aber das ist nicht ungewöhnlich in der internationalen Justiz. Die frühere Anklägerin am Jugoslawien-Tribunal, Louise Arbour, klagte den Präsidenten Slobodan Milosevic ebenfalls öffentlich an, was viele Beobachter empörte. Letztlich aber beschleunigte sie so Milosevics politisches Ende. Arbour wurde eine Heilige des Völkerrechts. Auch Moreno-Ocampo setzt nun auf Angriff. Seine energische Beraterin Béatrice Le Fraper du Hellan, eine Französin, die ständig mit dem Bein wippt, sagt, wenn wir Beweise haben, gehen wir damit raus: „Unsere Aufgabe ist es nicht, Diplomaten nachzuführen.“ Das begriff die Welt inzwischen. Neulich war ein Emissäre aus Georgien in Den Haag, um auf Kriegsverbrechen der Russen im Kaukasus hinzuweisen. Die Georgier waren erstaunt, als die Haager Juristen ihnen erklärten, im Fall von Ermittlungen würden selbstverständlich auch Verbrechen ihrer eigenen Leute untersucht.

Ausgerechnet in diesem Sommer ist die Geschichte mit der Frau aus Südafrika wieder aufgetaucht. Der Strafgerichtshof hatte die vermeintlich Vergewaltigte vernennen lassen, und sie sagte, dass sie einen Fehler gemacht, und der Chefankläger sie zu nichts gezwungen habe. *Whistleblower* Christian Palme aber, befanden die Richter, habe richtig gehandelt, er habe aufrichtig an ein Verbrechen geglaubt. Der sprunghafte Moreno-Ocampo feuerte seinen Sprecher trotzdem, was das Gericht teuer zu stehen kommt. Im Juli sprach ein Arbeitsgericht der UN dem geschassten Sprecher eine Entschädigung

von fast 250 000 Euro zu. Als der Chefankläger im Juli in New York erschien, deutete ein arabischer Journalist prompt an, Moreno-Ocampo verfolge Bashir nur, um von eigenen Fehlern abzulenken.

Der Argentinier, verheiratet, vier Kinder, erkennt bei sich jedenfalls kein Fehlverhalten. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden“, faucht er, während er seinen Oberkörper über dem Schreibtisch aufrichtet. Am Gericht glauben viele, dass allein das Abenteuer mit der Journalistin schon „eine Riesendummheit“ gewesen sei, erst recht für einen Staatsanwalt, von dem das Gerichtsstatut höchste Integrität fordert. Palme, der Moreno-Ocampo schon immer für einen Mann hielt, der sich an keine Regeln hält, nennt die Affäre bis heute „Morenogat“.

Warum aber wachsen sich solche Skandalen und jeder Streit über eine Beweislage derart aus, dass gestandene Juristen sich anbrüllen und gegenseitig mit Verachtung strafen? Ein einstiger hoher Mitarbeiter des Gerichts, der nun in einem Ministerium ist, sagt: „In der Regierung sind wir engagiert, aber wir lassen die Dinge nicht an uns heran. Beim Strafgericht dagegen sieht sich jeder als Pionier, jeder will dem Tribunal zum Erfolg verhelfen, über alle enormen Widerstände hinweg. Deswegen ist alles hochemotionell, selbst wenn es nur um technische Details geht.“

Aber das ist nur ein Teil der Erklärung. Der andere liegt in der Persönlichkeit des leitenden Staatsanwalts. „Er führt seine Behörde wie ein argentinisches Unternehmen im Jahr 1920“, sagt ein früherer Kollege, „es kam weder managen noch motivieren, und er beutet sein Personal bis zur Erschöpfung aus.“ Moreno-Ocampo gilt außerdem als Draufgänger mit unkonventionellen Methoden, der sich stets auf seine Erfolge in Argentinien beruft. Wenn diese Kultur auf jene der streng legalistisch denkenden Briten, Skandinavier und Deutschen trifft, haben die den Eindruck, der Latino mache nur Politik, statt geduldig und mit juristischer Finesse Beweise zu sammeln.

Viele weinen dem stillen Belgier Serge Brammertz nach, der das Gericht 2005 verließ und nun Chefankläger ist am Jugoslawien-Tribunal. „Mit Brammertz“, sagt ein hoher Mitarbeiter, „lief alles mit weniger Lärm und Reibung.“ Als Beleg dafür gilt eine erste Niederlage Moreno-Ocampos in diesem Sommer, als die Richter den Prozess gegen den kongolesischen Rebellenführer Lubanga aussetzten. Die Anklage, hieß es, habe so dienst gegen Beweisregeln verstoßen, dass ein faires Verfahren nicht mehr möglich sei.

Anhänger Moreno-Ocampos hingegen rühmen seinen Arbeitseifer, sein charmanter Auftreten – nach außen zumindest – und seine Erfahrung. Er habe so dienst gegen Beweisregeln verstoßen, dass ein faires Verfahren nicht mehr möglich sei.

Anhänger Moreno-Ocampos hingegen rühmen seinen Arbeitseifer, sein charmanter Auftreten – nach außen zumindest – und seine Erfahrung. Er habe so dienst gegen Beweisregeln verstoßen, dass ein faires Verfahren nicht mehr möglich sei.

„Ich werde ständig angegriffen. Es ist normal. Es kümmert mich nicht mehr“

berauscht und verfügt über ein Ego, das astronomisch ist. Mindestens diese Eigenschaft teilen die Ankläger meist mit jenen Massenmördern, die sie verfolgen. „Moreno-Ocampo gibt die Richtung vor und ist das Gesicht der Weltjustiz“, sagt ein Weggefährter, „den juristischen Sachverstand kann man kaufen, das machen andere.“

Der Chefankläger selbst hat nur Verachtung übrig für die, die gegangen sind und ihn nun anonym beschuldigen. „Es ist sehr schwierig, hier zu arbeiten“, sagt er, „manche hielten sich für Stars, waren der Aufgabe aber nicht gewachsen. Ich selbst werde ständig angegriffen, man droht mir, man stellt meine Kompetenz in Frage, meine Integrität. Es ist normal. Es kümmert mich nicht mehr.“

Und, als wolle er seine Gegner noch gezielter machen, spricht er mit einer Stimme, die kaum noch zu vernehmen ist. „Ich habe viel Arbeit. Ich baue eine Institution für die nächsten Jahrhunderte. Eine sicherere Welt für unsere Kinder.“

Ob er auf dem richtigen Weg ist, entscheiden allein die Richter. Im Herbst werden sie bekanntgeben, ob sie Haftbefehl erlassen gegen Omar al-Bashir.